

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Jörg Maurer

Im Schnee wird nur dem Tod nicht kalt

Alpenkrimi

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

*»Lebe glücklich, werde alt,
bis die Welt in Stücke knallt.«*

(Beliebter Spruch fürs Poesiealbum)

Erstechen, Ertränken, Erwürgen, Vergiften – Die Faszination, die von gewaltsamen und unnatürlichen Toden ausgeht, bleibt ungebrochen. Aber wem sage ich das. Eine der dramatischsten Formen ist die öffentliche Hinrichtung mit dem Fallbeil. Darin haben sich besonders die Franzosen ausgezeichnet. Die letzte Veranstaltung dieser Art fand nicht etwa während der bluttriefenden Französischen Revolution statt, sondern im Februar 1939. Die Enthauptung des Serienraubmörders Eugen Weidmann muss einem Fest geglichen haben. Nach dem Fall des Beils tränkten Frauen, die im gegenüberliegenden Hotel gewartet hatten, ihre Taschentücher im Blut des »Mörders mit dem Samtblick«. Das Totenglöcklein hat einen süßen Klang. Denn gerade den Toden mit unnatürlicher Ursache haftet etwas zutiefst Romantisches und Verklärtes an. Dem Abtrennen des Kopfes, dem Ersticken und Ertränken werden sogar vielfach angenehme Gefühle zugeschrieben. Unzählige Heldinnen der Literatur sind ins Wasser gegangen, schmerzlos eins geworden mit dem Element, aus dem wir alle stammen. So erzählt man sich. Pustekuchen! Fragt man Mediziner, ist das Ersticken im Wasser äußerst schmerzhaft und dauert mehrere Minuten, genauso wie die meisten anderen künstlich herbeigeführten Tode. Auch die Explosion von Höllenmaschinen wird seit jeher verklärt zu revolutionären Aktionen und weltgeschichtlich bedeutsamen Attentaten, durchgeführt von sympathischen Bombenlegern und idealistischen Bast-

lern. Doch auch hier hält der Mediziner dagegen. Die Druckwelle einer mittleren TNT-Explosion, die bis zu 300 m/s erreicht, führt zu schauerhaften Verletzungen: Zerreißen innerer Organe (insbesondere der Lunge), Luftembolien, Pneumothorax, Schädelhirntraumata, Verletzung des Gehörsystems, Ruptur des Trommelfells. Die Verletzungen durch herumfliegende Trümmer sind noch gar nicht mitgezählt.

Daran dachte Verena Vitzthum, als sie die freigelegten Drähte des Zünders sah. Sie als medizinisch Kundige wusste, dass eine Explosion nicht zwangsläufig zu einem raschen Tod führen musste, selbst wenn man ganz in der Nähe saß. Ein letztes Mal blickte sie hinüber zu Kommissar Jennerwein, der mit versteinerner Miene aus dem Fenster starrte. Grauen überkam sie. Doch alles der Reihe nach.



Wie ein enges, weißes Totenkleid lag der Schnee auf den Hügeln des Vorgebirgskamms. Der Bergwind piffte in kurzen, asthmatisch rasselnden Stößen und rüttelte wütend an den Tannen. Vergeblich. Sie standen da wie eingefrorene Figuren aus dem Eisballett, streckten ihre marmorierten Nasen in alle Richtungen und schnüffelten reglos. Und ruhig war es. Nicht einfach still und friedlich, viel schlimmer: ruhig wie vor dem Urknall. Jetzt aber bewegte sich einer der starren Baumtrollen, erzitterte, räusperte sich, gab schließlich einen Teil der Schneelast frei, die sich fein klirrend auf den harten Boden ergoss. Am milchigen Himmel stand eine kalte, herzlose Wintersonne, unten im Schneetal waren zwei Paar tiefe, frische Stiefelsspuren zu sehen.

Der Schuhgröße nach zu urteilen waren es zwei erwachsene Männer, die ohne große Eile nebeneinander hergegangen waren, es fehlten die energisch nach unten gedrückten Schuhspitzen, die dem Fährtenleser die schnellere Gangart verrieten. Vielleicht waren es geübte Winterwanderer, womöglich zwei sonnengebräunte Bergbauernburschen auf der traditionellen Brautschau am ersten Weihnachtsfeiertag. Auf der vereisten Hügelkuppe hatten sie Rast gemacht und ihre zwei kleinen, leichten Rucksäcke auf den Boden geworfen. Hatten sie die Aussicht auf die urzeitliche Gletscherrinne, die sie hochgestiegen waren, genossen oder sich schlicht orientiert? Davon verrieten die Spuren freilich nichts. Im Gewirr der Drehungen und Schritte fanden sich auch keine anderen Hinweise

auf die Verursacher, kein Fuzzelchen Tabak, kein Krümelchen Brot. Sie waren nach der vermutlich rauch- und jausenlosen Rast im gleichen Tempo weitergestapft, wieder nebeneinander, Richtung Südwest, höher und höher, der Sonne entgegen. Geradewegs in die Falle.

Nach einem weiteren Hügel beschrieben die Spuren einen Bogen, die eventuellen Bauernburschen umgingen auf diese Weise eine Wechte, einen tückischen Schneeüberhang, der hinter dem Berg steinig und schroff abfiel. Es wären zwar nur zehn Meter gewesen, aber genug, um sich das Genick zu brechen. Manch braver, unkundiger Hans Guckindieluft war genau so umgekommen. Danach blieben sie wieder stehen, drehten sich um, vielleicht, um sich die überstandene Gefahr kurz anzusehen und sich den Schweiß symbolisch von der Stirn zu wischen. Puh! Jetzt führten die Stiefelabdrücke in einen Abschnitt mit verschneitem Gebüsch, geradewegs ins Unterholz, an manchen Stellen hatten sie sich wohl gebückt fortbewegt, da und dort waren Abdrücke von Handschuhen zu erkennen. Und etwas Kleines, Glitzerndes lag neben der Spur und versank langsam im pulvrigen Schnee des Dickichts.

Die Spuren wiesen nun einen stark bewaldeten Hügel hoch, und bald waren nicht nur die Tapper im Schnee zu sehen, sondern die beiden Männer selbst. Sie sahen so aus, wie man sie sich vorgestellt hatte, groß und kräftig und mit einem festen Ziel vor Augen. Es fehlten nur noch ein paar Meter zu der dunkel gestrichenen Blockhütte, die stolz auf dem Hügel thronte. Als sie dort angekommen waren, blieben sie keuchend stehen, streiften ihre Rucksäcke ab und warfen sie auf den Boden. Der knochigere der beiden setzte sich auf die Holzbank neben der Tür, zückte sein Fernglas und blickte damit kurz ins Tal. Sein Haar war stoppelkurz geschnitten, aus

seinen sonnenverbrannten Gesichtszügen leuchteten helle, wache Augen, denen nichts zu entgehen schien. Der andere, unauffälligere Mann war damit beschäftigt, sich den Schnee von Schuhen und Kleidung zu klopfen. Seine Bewegungen waren ruhig und zielsicher, auch er blickte ins Tal, lächelte versonnen, als hätte er etwas Altbekanntes entdeckt. Dann drehte er sich um und ging zur Tür. Er langte in die Hosentasche, schüttelte ärgerlich den Kopf, griff in die andere und suchte dann in den Taschen seines Anoraks.

»Das gibts doch nicht! Ich kann den Schlüssel nicht finden«, sagte Jennerwein.

»Echt jetzt?«, erwiderte Ludwig Stengele. Er lachte gutmütig. »Unsere Hüttengaudi geht ja schon gut los.«

Jennerwein schüttelte den Kopf.

»Ich bin mir ganz sicher, dass ich ihn mitgenommen habe.«

»Vielleicht ist er Ihnen vorhin herausgefallen, als Sie sich ein neues Päckchen Taschentücher gegriffen haben?«

Jennerwein schnitt eine unwillige Grimasse.

»Im Unterholz? Ja, das kann sein. Verdammter Schnupfen! Man ist einfach nicht voll konzentriert, wenn man so angeschlagen ist. Es tut mir leid, Stengele, aber das ist mir noch nie passiert.«

»Denken Sie sich nichts«, sagte der grobschlächtige Mann schulterzuckend. »Es gilt die alte Pfadfinderweisheit: Ein Hüttenabend, bei dem man nichts vergessen hat, ist kein guter Hüttenabend!«

»Aber gleich den Schlüssel! Normalerweise vergisst man den Korkenzieher. Oder das Feuerzeug.«

Nun lachten beide. Es waren keine Bauernburschen auf Brautschau, es waren Hubertus Jennerwein, erster Kriminalhauptkommissar der Mordkommission IV und Ludwig Stengele, ehemaliges Mitglied des Kernteams, jetzt Leiter der

Spezialeinheit eines international operierenden Sicherheitsdienstes. Beide ließen sich die gute Laune, die sie beim Aufstieg gezeigt hatten, nicht verderben.

»Ich werde auch den Rucksack noch filzen«, sagte Jennerwein seufzend. »Ich glaube zwar nicht, dass er da drin ist. Aber sicherheitshalber –«

Während Stengele an der Tür rüttelte und sich das Schloss und den Rahmen näher besah, warf Jennerwein ein paar Kleidungsstücke und einige Medikamentenpäckchen auf den Boden und schüttelte den Rucksack aus. Stengele blickte mit skeptischer Miene auf.

»Ein Schlüssel wäre schon besser«, murmelte er. »Diese Tür lässt sich wahrscheinlich nur mit einem schweren Rammbock öffnen.«

»Wem sagen Sie das«, erwiderte Jennerwein geknickt. »Ich habe sie erst vor ein paar Monaten gegen Einbruch sichern lassen.«



Jjóoglyü und M'nallh stiegen aus dem Raumschiff auf den Planeten Erde und schnupperten. Sie als hochentwickelte und hyperintelligente Seidenspinnerschmetterlinge waren fähig, Duftstoffe über Tausende von Kilometern hinweg wahrzunehmen.

»Der Planet ist unbelebt«, sagte Jjóoglyü. »Hieß früher mal Erde.«

»Trotzdem rieche ich noch etwas«, erwiderte M'nallh und schob seine Mandibeln tastend vor.

Sie scannten die Stelle, aus der das Pheromon-Signal kam.

»Hier hat mal meterdick Schnee gelegen.«

Sie sahen das Objekt sofort. Ein kleiner, glatter Metallstift mit einer durchlöcherten Platte auf der einen Seite und dicken, verzweigten Enden auf der anderen. Jjóoglyü schlug im galaktischen Universallexikon nach.

»Ein sogenannter Schlüssel«, sagte er. »Mit so etwas haben die ihre Türen geöffnet.«

M'nallh scannte die über die Jahrhunderte und Jahrtausende gut erhaltene DNA, die sich an dem Schlüssel befand.

»Der hat mal einem humanoiden Mann gehört. Mittelgroß, mittelmuskulös, mitteleuropäisch.«

An dem Schlüssel aus längst vergangener Zeit hing ein Amulett mit dem blassen Bild einer schlaksigen Frau mit Brille.

»Ein Liebespaar?«, fragte Jjóoglyü.

»Keine Ahnung«, erwiderte M'nallh. »Lass uns verschwinden. Hier ist nichts mehr los. Schon lange nicht mehr.«



Jennerwein stopfte seine Sachen wieder in den Rucksack und stellte ihn unwillig an die Hüttenwand.

»Haben Sie nicht irgendwo in der Nähe einen Ersatzschlüssel versteckt, Chef?«, fragte Stengele.

Jennerwein war schon lange nicht mehr Stengeles Chef. Doch der knorrige Allgäuer aus Mindelheim blieb bei dieser Anrede.

»Nein, inzwischen nicht mehr«, antwortete Jennerwein. »Ich habe einmal einen in das Vogelhäuschen dort drüben gelegt. Den hat sich dann aber die Elster geholt. Oder der Rabe. Na ja, egal, es war ohnehin kein besonders originelles Versteck.«

Jennerwein und Stengele machten sich am Schloss der Tür zu schaffen. Sie versuchten es abwechselnd mit EC-Karte und Büroklammern. Doch sie mühten sich vergeblich ab, die Tür war auf diese Weise nicht zu öffnen. Stengele deutete auf eines der beiden vergitterten Fenster an der Vorderfront der Hütte.

»Kann man das Gitter nicht abschrauben?«

»Nein, keine Chance«, erwiderte Jennerwein. »Ich habe vor kurzem erst einen Kollegen vom Einbruchsdezernat gebeten, sich das ganze Objekt mal anzusehen. Darauf hat der mir alles furchtbar einbruchsicher gemacht. Das habe ich nun davon.«

»Hatten Sie vorher unerwünschten Besuch?«

»Schon ein paar Mal, ja. Aber zu klauen gibt es ja nicht viel. Und kaputt gemacht haben sie praktisch nichts.«

Stengele trat einen Schritt zurück.

»Gut, also zur Vorderseite kommen wir nicht rein. Gibt es noch weitere Fenster? Hinten vielleicht?«

»Ja, da gibt es zwei, aber die sind sehr schwer zugänglich. Kommen Sie mit.«

Als sie um die Hütte herumgestapft waren, piff Stengele durch die Zähne. Die vierte Wand der Hütte lag direkt über einem Steilhang – eine Meisterleistung baulicher Statik. Durch diese Fenster konnte nur einsteigen, wer eine waghalsige Kletterei über die vereisten Felsen auf sich nahm.

»Aber ein schönes Plätzchen ist das hier«, sagte Stengele grinsend. »Ich selber habe eine Hütte im Allgäu. Aber Ihre hier ist wesentlich größer. Und versteckter. Und – ähem – einbruchssicherer.«

Bis vor ein paar Wochen hatte noch gar niemand gewusst, dass Kommissar Jennerwein Besitzer einer Berghütte war. Doch in diesem Jahr hatte sich das Polizeiteam endlich dazu entschlossen, die langgeplante Feier im engsten Kreis zu veranstalten. Anlässe gab es viele. Zum Beispiel das über zehnjährige Bestehen der Truppe. Oder Weihnachten. Vielleicht auch die Gelegenheit, sich einmal woanders als an schaurigen Tatorten zu sehen. Polizeioberrmeister Franz Hölleisen hatte den Fitnessraum des Reviers vorgeschlagen.

»Wenn man die Tischtennisplatte wegräumt –«

»Aber da reden wir doch bloß immer wieder von Ermittlungen und Vernehmungen!«, hatte Maria Schmalfuß, die Polizeipsychologin, zu bedenken gegeben. »Wir sollten eher einen neutralen Ort wählen.«

»Vielleicht die *Rote Katz*?«

Der Gasthof war der Anlaufpunkt für Beerdigungen, Familienfeiern, Hochzeiten und andere Dramen. Warum also nicht auch für die Polizeiweihnachtsfeier der legendären Mordkommission IV? Doch Maria hatte den Kopf geschüttelt.

»Noch geeigneter wäre meiner Ansicht nach ein Ort außerhalb des Kurorts. So etwas wie Venedig, nur näher.«

Schließlich hatte sich Jennerwein fast schüchtern zu Wort gemeldet.

»Ich weiß nicht, ob ich das schon einmal erwähnt habe. Ich bin Besitzer einer Berghütte. Sie bietet Raum für ein Dutzend Personen –«

Alle waren baff. Jennerwein und eine Hütte?

»So richtig aus Holz und mit Einrichtung?«, hatte Nicole Schwatke, die Preußin, gefragt. »Mit Ziehharmonika, Feuerstelle und Hüttenkäse? Ehrlich gesagt war ich noch nie auf einer richtigen Hütte.«

»Dann wird es aber langsam Zeit.«

»Vielleicht lerne ich auf diese Weise einmal boa-y-e-risch.«

»Das lernen Sie nie, Frau Kommissarin«, rutschte es Höll-eisen heraus.

Nicole nahm es ihm nicht übel.

Man hatte sich schließlich auf Jennerweins geheimnisvollen Rückzugsort geeinigt, die Sause sollte am ersten Weihnachtsfeiertag steigen. Einzige Bedingung: nichts Berufliches. Kein Wort über Schmauchspuren, Ein- und Ausschusswinkel, unzuverlässige Zeugenaussagen, verdächtige Rauchentwicklungen ...

Dolche, Schierlingsbecher & Salpeterstangen

Erstechen, Ertränken, Erwürgen, Vergiften – die Romantik dieser drastischen Todesarten zeigt sich vor allem in der Oper. Aber wem sage ich das.

Die Oper unterlegt solche unnatürlichen Abgänge liebend gerne mit Koloraturen und Paukenwirbeln. Die Oper ist, ähnlich wie der Kriminalroman, undenkbar ohne dramatische Leiche, wobei die Lieblingstatwaffe von Verdi, Donizetti & Co. das Messer zu sein scheint: *Maskenball*, *Rigoletto*, *Lucia di Lammermoor*, *Madame Butterfly*, *Carmen*, *Salome*, *Wozzeck* ... Die Metzerei als bevorzugte Todesart hat freilich durchaus handfeste Gründe: Die Opfer können schließlich nach dem Stich noch gut und gerne weitersingen. Beim Ertrinken ist das zwar nicht so ohne weiteres möglich, trotzdem haftet diesem etwas zutiefst Melodramatisches und eben Opernhafes an. Richard Wagner hat sich dem wässrigen Finale geradezu verschrieben. Im *Fliegenden Holländer* stürzt sich Senta ins Meer, in der *Götterdämmerung* wird Hagen von den Rheintöchtern in die Tiefe des Flusses gezogen. Auch der Fall aus großer Höhe ist in Musikdramen beliebt, Puccinis *Tosca* etwa stürzt sich von der Engelsburg. In diesem Zusammenhang wollen wir auch *Don Giovannis* Höllenfahrt als Sturz durchgehen lassen. Ferner seien genannt das Vergiften (*Lucrezia Borgia*), Erschießen (*Lulu*), Verbrennen (*Hänsel und Gretel*), lebendig Einmauern (*Aida*) und das Erlöst-in-den-Himmel-Aufsteigen (*Mefistofele*). Sogar

das (eigentlich unehrenhafte) Erdrosseln findet sich in Verdis *Otello*: Der Mohr von Venedig erwürgt dort bekanntlich Desdemona, und das ausgerechnet an der empfindlichsten Stelle des Sängers, an der Gurgel.

Die unheimlichste und beängstigendste Todesart jedoch, nämlich die der Explosion von Höllenmaschinen, das Sprengen und Bombenlegen wird in der Oper so gut wie nie thematisiert, obwohl es von Revoluzzern, Anarchisten und Attentätern dort geradezu wimmelt. Oder gibt es doch eine Oper, bei der sich am Schluss alles auf diese Weise in Luft auflöst? Ja, durchaus: *Le prophète* (Der Prophet) ist eine Grand opéra in fünf Akten von Giacomo Meyerbeer, die im Jahre 1849 uraufgeführt wurde. Im fünften Akt passiert es im Kellergewölbe des Stadtpalastes zu Münster: Jean zündet den im Gewölbe lagernden Salpeter an, eine Explosion bringt das Schloss zum Einsturz und vernichtet alle Anwesenden. Hierzu Richard Wagner: »Mir ward übel von dieser Aufführung. Nie vermochte ich je wieder diesem Werke die geringste Beachtung zu schenken.«

Dies alles ging Verena Vitzthum, der Opernkennerin, durch den Kopf, als sie die beiden Drähte sah, deren lose Enden nun gefährlich nahe beieinanderlagen. Der Sprengstoff reichte aus, um alles im Umkreis von zehn Metern zu pulverisieren. Sie blickte hinüber zu Jennerwein und hoffte inständig, dass er einen Plan hatte. Jennerweins Mundwinkel zuckten nervös. Doch alles der Reihe nach.



Jennerwein griff in die Tasche und fischte nach seinem Handy.

»Es gibt noch eine Möglichkeit«, sagte er zu Stengele. »Ich könnte meinen Nachbarn anrufen. Der hat vielleicht den Ersatzschlüssel.«

Jennerwein ging ein paar Schritte talabwärts in Richtung einer kleinen Baumgruppe. In der Nähe der Hütte war der Empfang sehr schlecht, aber fünfzig Meter weiter, inmitten dieses idyllisch gepflanzten Ensembles aus Latschen und Zirbelkiefern, kam man meistens durch.

Währenddessen suchte Stengele nach anderen Möglichkeiten. Er inspizierte den kleinen Schuppen, der sich seitlich an die Hütte duckte. Auch von hier aus gab es keinen Weg ins Innere. Der Allgäuer seufzte. Er konnte gar nicht anders, als die Umgebung zu scannen bezüglich Angriffswegen und Verstecken, Deckungsmöglichkeiten und Fluchtoptionen. Schon beim Heraufkommen hatte er es bemerkt: Die Vorderseite der Hütte war am wenigsten für eine eventuelle, natürlich höchst theoretische Attacke geeignet, es gab viel zu viel freie Fläche, einen Angreifer hätte man direkt ausschalten können. Die Rückseite der Hütte war noch ungeeigneter für einen Überfall, da kam nur ein Kletterer rauf, und den hätte man vom Fenster aus sofort bemerkt. An der linken Seite hingegen war die Bergkuppe mit mannshohen Zirbelkiefern und Latschen bewachsen, hier konnte sich vielleicht jemand verbergen und anschleichen. Stengele persönlich hätte dieses Gestrüpp als Erstes abgeholt, nur dann hätte er sich in der Hütte ganz

sicher gefühlt. Doch er vermutete, dass Jennerwein den Latschenurwald absichtlich gepflanzt hatte, so dekorativ stand er jetzt da. Sogar eine weitere Bank war aufgestellt worden. Nicht sein Problem. Jetzt fiel ihm in der hintersten Ecke des Schuppens ein kleiner Hackstock ins Auge. Er hob ihn an, schätzte ihn auf fünfunddreißig, vierzig Kilo. Daneben lagen U-förmige, verrostete Eisenklammern, solche, wie sie verwendet wurden, um Baubretter aneinanderzufügen. Er nickte zufrieden. Daraus konnte man, wenn Jennerweins Schlüssel nicht doch noch in einer Seitentasche des Rucksacks steckte, einen perfekten SEK-Rammbock basteln. Die Vordertür der Hütte war mit stabilen Sicherheitsschließbändern und Pilzzapfenverriegelung bestückt – Hochachtung vor dem Kollegen aus der Abteilung Raub/Einbruch, der die Hütte des Chefs in Fort Knox verwandelt hatte. Mit Dagegentreten oder Einrennen war sie sicher nicht zu öffnen. Aber mit diesem Rammbock konnte es vielleicht gelingen. Wenn er es geschickt anstellte, lockerte sich beim ersten Schlag lediglich die Schlosshalterung, dann wäre die Tür nicht völlig zerstört, und die Party könnte trotzdem stattfinden.

»Hallo! Jennerwein hier.«

»Ach, der Herr Nachbar. Fröhliche Weihnachten, Kommissar.«

»Das wünsche ich Ihnen auch.«

»Was gibts denn?«

»Ich habe ein Problem. Vor Jahren habe ich Ihnen doch mal einen Schlüsselbund zur Aufbewahrung gegeben. Könnten Sie vielleicht nachsehen, ob da ein Schlüssel mit extra breitem Bart dranhängt?«

»Mach ich, Kommissar.«

Schritte in der Wohnung. Geraschel. Wer ist denn dran, Schnuffi? Du wirst es nicht glauben! Rate mal. Jennerwein

lauschte gespannt. Türen wurden geöffnet, Schubladen auf- und zugezogen, Kisten durchwühlt. Wie lange war es her, dass sie die Schlüssel getauscht hatten? Er konnte sich gar nicht mehr erinnern. Schließlich kam der Nachbar wieder ans Telefon.

»Tut mir leid, Kommissar. An Ihrem Bund gibt es keinen Schlüssel mit extrabreitem Bart. Brauchen Sie den so dringend?«

»Nun ja, ich stehe vor meiner Berghütte, fünfzehnhundert Meter hoch, bald wird es dunkel, ich habe einen Haufen Leute eingeladen, es ist kalt und ich habe keinen Ersatzschlüssel.«

»Ich könnte Ihnen meine Hütte anbieten, Kommissar. Aber die steht in Norwegen.«

Jennerwein lachte gequält.

»Danke, ein andermal vielleicht.«

»Schöne Feiertage noch. Dann werde ich mich mal wieder auf die Suche nach der Katze machen.«

Jennerwein konnte nicht anders. Er musste nachfragen.

»Was für eine Katze?«

»Die vom Nachbarsjungen, Sie kennen ihn vielleicht. Tobias. Er ist ganz traurig, weil seine Mieze seit zwei Tagen verschwunden ist. Sie haben sie nicht zufällig gesehen?«

Nein, hatte Jennerwein nicht. Er drückte weg.

Der Kommissar, der zumindest heute Abend keiner sein wollte, setzte sich auf die kleine, grob zusammengezimmerter Holzbank inmitten des Latschenensembles. Er dachte intensiv nach. Es gab ja noch einen dritten Schlüssel. Wo hatte er den aufbewahrt? Im Revier? Bei einem Bekannten? Oder doch in seinem Haus? Langsam gewöhnten sich seine erkältungsgeröteten Augen an die gleißende Helligkeit des Schnees. Der Mond ging schon auf, er schien zu warten, bis die Winter-sonne ihren Abgang auf der anderen Seite der Bühne gemacht

hatte. Zwei Stars gleichzeitig an der Rampe, das ging selten gut. Auf einmal fiel Jennerwein ein, dass man heute bei Dunkelheit den ›Supermond‹ zu sehen bekommen würde, der aus irgendwelchen Gründen größer war als sonst. Es würde nicht mehr lange dauern, bis es dämmerte. Jennerwein hatte den Eindruck, dass die Schneeflächen dadurch noch mehr blendeten, als würden sie sich wehren gegen die heranpreschende Nacht. Er steckte sein Telefon ein und sah hinunter ins Tal. Die Nebelsuppe, die den ganzen Kessel bedeckt hatte, floss langsam weg, oben rissen rosafarbene Föhnlinen die Wolken auf. Der Nebel lichtete sich weiter, man konnte ganz undeutlich die Forststraße sehen, die sich in Serpentinaen durch den Hochwald ins Tal quälte. Wann hatte er das letzte Mal hier oben auf der Hütte gesessen und hinuntergeschaut? Ein Lächeln huschte über Jennerweins Gesicht. Sein Blick blieb an dem verwinkelten Schulgebäude des Kurorts hängen. Es war das Gymnasium, das er ganze neun Jahre besucht hatte. Erinnerungen stiegen in ihm auf. Erinnerungen an die Vorweihnachtszeit Anfang der achtziger Jahre.



Anders als viele Menschen hatte Hubertus Jennerwein fast nur angenehme Erinnerungen an seine Schulzeit. Er war kein ganz guter Schüler gewesen, auch kein ganz schlechter. Er bewegte sich schon immer in der Gauß'schen Mitte und fiel dadurch nicht auf. Die Schule machte ihm Spaß, und er hatte das Glück, engagierte Lehrer zu haben. Die Kette von Ereignissen, die großen Einfluss auf sein künftiges Leben haben sollte, begann am 1. Dezember des Jahres 1980. *Super Trouper* von ABBA dudelte aus jedem Lautsprecher, das Birkhuhn war Vogel des Jahres geworden, Steve McQueen war gerade gestorben (bei John Lennon würde es nicht mehr lang dauern), und wegen des besonderen Datums standen Millionen von ersten Adventskalendertürchen sperrangelweit offen. Die Stimmung in der Schule war prächtig, in jedem Klassenzimmer brannte eine dicke, dunkelrote Kerze, alle waren von Frau Deutzl, der umtriebigen Elternbeiratsvorsitzenden, gestiftet worden. Nur in Mathe brannte keine. Der Mathelehrer fand, dass Mathematik und Kerzenschein nicht zusammenpassten, er blies sie aus, entzündete sie am Ende der Stunde wieder neu, für den nächsten Lehrer mit einem romantischeren Fach, wie zum Beispiel – äh – Chemie. So saß Hubertus Jennerwein im Chemiesaal des Gymnasiums, auf dem Pult vor der Tafel standen Dutzende von Gläsern mit verschiedenfarbigen Flüssigkeiten, der Chemielehrer mischte gerade zwei zusammen. Er hatte ein weiches, ballonartiges, gutmütiges Gesicht, das gar nicht zu den vielen gefährlichen Säuren und Laugen passen wollte, die er spielerisch und lustvoll ineinandergoss. Oberstudien-

rat Heinz Peterchen war beliebt, er erklärte anschaulich und leicht fasslich, man hatte ihm auch keinen albernen Spitznamen verpasst, was immer ein gutes Zeichen ist.

Hubertus starrte während des Zuhörens auf die Reagenzien, manche Gläser waren unverschlossen, aus einem schien Dampf emporzusteigen, während andere, vermutlich die giftigeren und übleren, still und unauffällig vor sich hin lauerten. Ihr werdet schon noch sehen, schien die zäh im Glas dahinätzende Kalilauge zu blubbern.

»Wir machen jetzt einen Versuch«, sagte Peterchen und schrieb die sperrige Strukturformel von Peroxycarbonsäure an die Tafel.

Hubertus Jennerwein notierte sich das Ungetüm. Alle in der Klasse waren über die Hefte gebeugt, niemand zeigte Desinteresse, lärmte oder störte. Viele hatten vor, später Medizin zu studieren, und brauchten deshalb einen guten Schnitt. Auch wollten die zukünftigen Ärzte den Durchblick in Chemie haben. So kam der Anschlag aus heiterem Himmel. Mitten in die konzentrierte Ruhe hinein. Plötzlich hatte sich im Klassenraum eine schwere, dumpfe Gestankwolke ausgebreitet, die allen den Atem nahm. Niemand verstand den üblen Geruch nach faulen Eiern sofort als Streich, die meisten brachten ihn mit den Flüssigkeiten auf dem Pult in Verbindung. Sie hatten die farbigen Mixturen dauernd vor Augen gehabt, deshalb nahmen alle an, dass etwas ausgelaufen sein musste. Dass es eine Stinkbombe war, darauf kam zunächst keiner. Es war auch kaum zu glauben. Das war so unmöglich vorpubertär, so kindisch!

»Pfui Teufel!«, platzte Ronni Ploch heraus. »Das gibts doch wohl nicht.«

»Ist ja widerlich!«, stöhnte Susi Herrschl und hielt sich angeekelt die Nase zu.

Einige sprangen auf, als ob sie dadurch der Zumutung entkommen könnten. Andere fächelten sich, genauso zwecklos, mit einem Collegeblock Luft zu. Der weißbekittelte Chemielehrer stürmte zum Fenster und riss es auf.

»So eine Sauerei«, rief er. Mit dem Ärger vergaß er sogar seine Weichheit. In seinem gutmütigen Luftballongesicht blitzte so etwas wie Zorn auf.

»Ja, wirklich, eine Riesensauerei«, fluchte Bernie Gudrian, Jennerweins Banknachbar. »Den Gestank hab ich jetzt in den Haaren. Am Nachmittag wollte ich mich mit Irene aus der 10b treffen. Das kann ich ja wohl vergessen.«

Mit Irene Gödeke aus der 10b war das ohnehin ein Problem. Ihre Eltern waren schweinemäßig begütert, sie besaßen eine weltweite Hotelkette. Deswegen fand sie auch keinen Freund. Niemand wollte sie angraben, weil keiner in den Verdacht kommen wollte, ein Geier zu sein. So ging es noch zu in den Achtzigern.

Jennerwein sah seinen Freund skeptisch an, als wäre das, was er gesagt hatte, schon so etwas wie ein Geständnis gewesen. Als hätte Bernie beim Werfen der Stinkbombe nicht bedacht, dass sich der Geruch auch in den eigenen frisch gekämmten Haaren festsetzt. Jennerwein schämte sich sofort, ausgerechnet ihn verdächtigt zu haben.

»Wer immer das getan hat«, sagte Peterchen mit einem traurigen, tief von der Schülerwelt enttäuschten Ton in der Stimme, »den erwartet eine Strafe, die sich gewaschen hat. Den kriegen wir! Aber hundertpro. Die Duftspur führt direkt zu ihm.« Er schritt zur Tür und riss sie auf. »Aber ich Sorge erst mal für Durchzug.«

Er blickte kurz auf den Gang hinaus, sah nach links und nach rechts, schloss die Tür wieder.

»Es kommt vom Flur her«, sagte Peterchen etwas hilflos.

In diesem Augenblick regte sich in Jennerweins Innerem etwas, wofür er noch keinen Begriff hatte. Es war ein unbestimmtes, namenloses Gefühl, so etwas wie der Wunsch, aus einer trüben Suppe eine glasklare Flüssigkeit zu destillieren. Er wollte herausbringen, wer hinter der Tat steckte. Und dann mischte sich noch ein zweites Gefühl in dieses erste. Schon gleich nach dem Anschlag ahnte er, wer es getan hatte. Natürlich nicht konkret. Er hatte zwar kein Gesicht und erst recht keinen Namen von diesem Scherzkeks, das jetzt auch wieder nicht. Aber er hatte ein schemenhaftes Profil von ihm. Oder ihr. Oder ihnen. Jemand zog aus der drastischen Störung der weihnachtlichen Beschaulichkeit einen großen Lustgewinn. Jemand freute sich diebisch über die vielen gerümpften Nasen, über die zornig erregten Lehrer und die genervten Schüler. Der Begriff für solch einen Jemand sollte erst Jahre später aufkommen. Ein *Troll* hatte zugeschlagen.

»Ich hoffe ja schwer, dass es nicht jemand von euch war«, sagte Peterchen.

Hubertus blickte sich unauffällig um und musterte ein Gesicht nach dem anderen. Heinz Jakobi, Uta Eidenschink, Harry Fichtl ... Er passte in dieser Stunde nicht auf, sondern checkte Verdächtige. Die nächste Klassenarbeit war dement-sprechend.